

die Doktrin Herbert Backes, die europäischen Staaten in die Autarkiepolitik im Großwirtschaftsraum zu zwingen, kriegsbedingt und zweckrational war. Das Denkmodell, Europa durch eine autarke Wirtschaftspolitik unter deutscher Führung zu überformen, war zwar vermessen und aggressiv, wie die Autorin richtig festhält. Es ist in diesem Zusammenhang aber kaum ausreichend, das Großraum-Modell als rationale Option zur „Neuordnung Europas“ auszuweisen, ohne den politischen Kontext einzuarbeiten. Herbert Backe reflektierte als Nachfolger von Walter Darré eine ganz konkrete Ordnung, die realiter umgesetzt wurde. Seine Hungerpolitik gegen die osteuropäischen Völker und gegen die Juden folgte dem rationalen Kalkül, daß sich der Krieg aus dem Krieg ernähren müsse. Was für die einen rational und „vernünftig“ erschien, bedeutete für die anderen den kalkulierten Tod.

Weitere wichtige Ordnungsmodelle arbeitet *Birgit Kletzin* nicht heraus, obwohl sie die Urheber samt ihrer Institutionen mehrfach zitiert: So bleibt das Modell des Volksgruppen-Rechts ausgeklammert, das eigentliche Kernziel der deutschen Außenpolitik seit dem Münchener Abkommen. Es eröffnete dem Reich die Möglichkeit, seine Schutzmachtinteressen auf die deutschen Minderheiten im Ausland auszuweiten. Karl C. von Loesch, der Vordenker dieses Modells, wird bar jeden Kontextes in andere Zusammenhänge eingeordnet, nur um die bloße Existenz eines völkischen Europa-Bildes im NS zu verdeutlichen. Was nützen aber diese Zitate, wenn der Aktionsradius dieses agilen bevölkerungspolitischen Experten innerhalb des Reichssicherheitshauptamtes und seiner ganz konkreten Aufgabenfelder in der Minder-

heitenpolitik nicht geklärt wird? Selbst die „Endlösung der Judenfrage“ findet als Exportmodell der deutschen Bevölkerungswissenschaft keine Erwähnung, obwohl die Autorin mehrfach auf die Europa-Visionen von Franz Alfred Six zu sprechen kommt. Dieser war zeitweise Vorgesetzter von Adolf Eichmann. Zudem unterstand ihm als Leiter der Gegnerforschung auch das Wannsee-Institut, was die Autorin trotz reichen Forschungsstandes ebenfalls nicht ausführt. Solche einzelnen Mängel stehen nur als Beispiele für das insgesamt anzuzeigende Problem eines ungenügenden analytischen Rahmens in der Ideologiekritik. Die Problematik der historisch-politischen Semantik des Europa-Begriffs im Nationalsozialismus ist ohne die Einbeziehung einer differenzierten Politikfeld- und Netzwerkanalyse oder biographischer Studien nicht mehr zu betreiben.

Ingo Haar

Laura Engelstein/Stephanie Sandler (Hrsg.), *Self and Story in Russian History*. Cornell University Press, Ithaca/London 2000, 363 S.

Eines der wichtigsten Schlagworte in den Geistes- und Sozialwissenschaften der letzten Jahre, mittlerweile wohl schon Jahrzehnte, bildet der Begriff der „Identität“. Sonderforschungsbereiche, Dissertationen und Bücher schmücken sich im Titel mit der schillernden Implikationsvielfalt des Wortes, das kulturhistorische Methodik und neuartige Einsichten verheißt. Indes ist es schon längst nicht mehr unumstritten: als „Plastikwort“ gescholten (Lutz Niethammer), erscheint der Begriff leerer und leerer, und so manche Diskussion

fragt nicht mehr nur nach den geeigneten Methoden, sondern viel grundsätzlicher nach dem eigentlichen Sinn: Können wir „Identität“ tatsächlich erforschen, oder machen wir uns hier nur etwas vor? Wie nah kann man an die Menschen der Vergangenheit herankommen?

Ziemlich nah, das zeigen die in diesem Band versammelten Aufsätze, die eine Auswahl aus Vorträgen einer Tagung von 1996 repräsentieren. In einer ausführlichen Einleitung stecken die Herausgeberinnen ehrgeizige Ziele und formulieren komplexe Fragen und Hypothesen, die in den folgenden Texten möglicherweise nicht immer beantwortet oder verifiziert, aber doch intensiv diskutiert und auf faszinierende Weise illustriert werden.

Dabei wird die Vokabel „Identität“ eher selten verwendet, möglicherweise tatsächlich vermieden. Statt dessen wird die Problematik konkretisiert mit dem Begriffspaar von „Self and Story“. Verschiedene Erzählungen vom „Selbst“ werden problematisiert, und die erste und wichtigste ist diejenige der westlichen Moderne: Die moderne Idee vom eigenständigen Individuum ist längst den Darstellungen eines fragmentierten Selbst gewichen, gebrochen entsprechend den verschiedensten Faktoren der sich konstruierenden Gesellschaft. Zwischen diesen Faktoren – sei es Geschlecht, Nation, Klasse – sucht der Einzelne nach Geschichten, die das Selbst erzählen und die Illusion vom Individuum aufrechterhalten.

Wie nun beteiligt sich Rußland an diesem im Westen entwickelten Gespräch? Die Moderne und damit die Idee des Selbst ist der russischen Kultur nicht fremd, doch ist sie auch nicht – dies ist die Grundidee und Legitimation des gesamten Bandes – selbstver-

ständig. Das Selbst wird hier auf häufig andere, besondere Weise erzählt, in den verschiedensten Quellen, die in diesem Buch untersucht werden. „Together“, so lautet die These und gleichzeitig wohl ein ambitioniertes Ziel der Herausgeberinnen, „they provide the material of Russian history itself, a story that identifies the personality of the nation.“

Diese Geschichten und die durch sie möglicherweise geformte *eine* russische Geschichte sind bestimmt durch verschiedenartige Spannungen. Peters Reformen werden als eine Art ursprüngliche Identitätskrise betrachtet, welche die Suche von Russen nach einem Ich zwischen Tradition und Moderne, Eigenem und Fremdem, Individuum und Gesellschaft bestimmte. *Engelstein* und *Sandler* stellen die weit führende Frage „Was selfhood a necessary attribute of civilization?“ und leiten mit einigen Hinweisen auf die Vorstellung vom Mangel an Individualität in der russischen Kultur – von frühmoderner Geschichte bis hin zur Sowjetkultur – über zu den Aufsätzen.

Der Band wird eröffnet mit einem Text von *Caryl Emerson* über „Bakhtin, Lotman, Vygotsky, and Lydia Ginzburg on Types of Selves: A Tribute“. Diese Theoretiker, die sich alle in der Zeit sowjetischer Unterdrückung individuellen Denkens auf bemerkenswert freie und originelle Weise gerade mit dem Wesen und den Möglichkeiten des Selbst beschäftigt haben, werden hier gewissermaßen als Psychologen der literarischen Kreativität vorgestellt. Lernen, Schreiben, Schaffen, Entwickeln sind für sie alle Elemente eines – durchaus möglichen – gesunden Selbst. Dabei konzentrieren sich Ginzburg und Bakhtin stärker auf das Wort und die Erzählung als Macht, während für Vy-

gotsky und Lotman das soziale Umfeld, Dialoge und Zeichen die entscheidende Rolle spielen. *Emerson* schließt ihren Aufsatz mit der Frage, ob es sich hier um eine „Russische Schule“ handle und zieht das Fazit, man könne tatsächlich von einer russischen Eigentümlichkeit sprechen: Das Vertrauen in das Wort, in die Chance der Entwicklung und die eigene Disziplin machten diese Autoren von Welt-rang so besonders.

Emersons Text eröffnet die Ordnung des Buches, die rückwärts chronologisch organisiert ist und vom 20. Jahrhundert zum 18. Jahrhundert zurück-führt. Abgesehen von dieser formalen Ordnung aber ist ihr Artikel hier auch deshalb richtig platziert, weil er ein Paradigma zeichnet, innerhalb dessen sich viele der folgenden Texte bewegen werden. Nicht nur die auffällig häufige Erwähnung von Bakhtin in den späteren Artikeln – angesichts der Prominenz von Literaturwissenschaftlern und der Beschäftigung mit russischen literarischen Texten nicht weiter verwunderlich – ist hier bezeichnend. Die Dynamik und die Kreativität des Selbst wird in diesem ersten Aufsatz ebenso dargelegt wie die verschiedenen Spannungsverhältnisse, die es aushalten muß. Eine „Russische Schule“ wird hier beschrieben und – vorsichtig – definiert. Sie steht am Ende des hier gezogenen zeitlichen Rahmens, doch am Beginn des Buches: Die antichronologische Ordnung geht auf, sie ermöglicht es, einen kulturellen Rahmen zu sehen, Zusammenhänge über die Jahrhunderte zu erkennen, ohne jedoch eine klare Entwicklungslinie von Kausalitäten zu ziehen.

Entsprechend dieser Ordnung folgen Texte zur Zeit des Stalinismus: *Alexander Zholkovsky* beschreibt Anna

Achmatovas Selbstmythologisierung, die aktive, bewußte und häufig aggressive Konstruktion ihres Bildes als Schriftstellerin. In einen Band über das „Selbst“ gehört natürlich auch ein Text von *Jochen Hellbeck*, der die Idee von einer tatsächlich wirksamen und damit nicht nur an der Oberfläche des politischen Terror verbleibenden sowjetischen Zivilisation oder Kultur mit seiner Lesart von Tagebüchern aus der Zeit der „Großen Säuberungen“ untermauert und illustriert. Die fast Borges-hafte Figur des Alexander Afinogenov, der Autor und Objekt zugleich ist, sein Dasein und sein Werk als Schriftsteller in seinen Tagebuchaufzeichnungen vorwegnimmt und spiegelt und den staatlichen Terror für sich selbst annimmt und in den Notizen als Selbstkasteiung und Selbstreinigung durchlebt, wird zu einem Beispiel für die Macht des Terror auf das Selbst.

Richard Wortman publiziert hier einen Teil seines Buches „Scenarios of Power“, in dem er die Problematik der Selbstdarstellung Nikolaus II. diskutiert. Der Versuch, den Monarchen mit modernen Mitteln wie Film, aber auch Briefmarken und Souvenirartikeln ins tägliche Bewußtsein der Menschen zu bringen, kollidierte häufig mit der Vorstellung von der besonderen Würde des Zaren – dessen Gesicht auf einem Taschentuch eben nicht denkbar war.

Die Ära der Jahrhundertwende nimmt in diesem Buch, nicht besonders überraschend, eine prominente Stelle ein; ebenso wenig überraschend ist, wie wichtig die Faktoren des gender und der Sexualität in dieser Zeit für die Problematik des Selbst wird. *Louise McReynolds* beginnt diesen Abschnitt mit ihrem Aufsatz über die Filmkultur zwischen den Revolutionen 1905 und 1917 und konzentriert sich dabei be-

sonders auf Evgenii Bauer und seine Konzeptualisierung einer weiblichen Heldin. Das Private wird auf die Leinwand gebracht, den Zuschauerinnen werden verschiedene Vorschläge zur Formung eines eigenen Selbst gemacht: „Neue“ Frauen, modern, städtisch geprägt, mit größeren Chancen als je zuvor, weniger von sozialen Konflikten und den gesellschaftlichen Ambitionen der Intelligentsia-Tradition bestimmt als vielmehr von den neuen Versprechungen einer modernen, sehr materialistischen Massenkultur.

Susan Larsen beschreibt dann in einem wunderbar klar argumentierenden Artikel „Girl Talk“: die Konstruktion des Selbst für und durch junge Mädchen anhand der Romane der Erfolgsautorin Lydia Charskaia. Trivalliteratur hat große Bedeutung für die Herausformung eines Selbst gerade junger Menschen, diese fast schon banale und dennoch in der Forschung oft ignorierte Feststellung wird hier aufs Beste herausgearbeitet. Freundschaft und Sexualität spielen im Diskurs „Charskaia“ nicht nur für die Autorin und Leserinnen eine große Rolle, sondern vor allem für die vielen Kritiker, welche die Romane für gefährlich, weil voller homoerotischer Implikationen hielten. Für die Identifikation der jungen Leserinnen mit den Heldinnen spielte aber vor allem der Gegensatz von Bekanntem und Fremdem eine Rolle: Die „Wildheit“ der Protagonistinnen, verknüpft mit den Stereotypen des „Kaukasus“ und ihr Wunsch, die Freiheiten der Männer genießen zu können, werden gefeiert und eröffnen neue Perspektiven, finden sich schließlich aber doch gezähmt im braven Internatsleben: Hier sind es Mädchenfreundschaften, die große Gefühle – Ehrgefühl, Loyalität, weniger Erotik –

ermöglichen und dem Selbst den Rahmen geben.

Homosexualität dagegen ist das explizite Thema des Diskurses, den Evgenii Bershtein beschreibt: „The Russian Myth of Oscar Wilde“. Wilde, bis heute einer der meistgelesenen ausländischen Autoren in Rußland, wurde um die Jahrhundertwende weniger mit seinen Werken identifiziert als mit der Vorstellung von einem „Nietzscheanischen Leben“. Fin-de-siècle-Kultur, Dekadenzdenken, Dandyhaftigkeit und Radikalismus waren die Zutaten des konstruierten „Russischen Wilde“, der in persönlichen und publizistischen Kämpfen ein geeignetes Instrument abgab. Der Skandal von Wildes Homosexualität wurde zu einem paradoxen, weil zentralen und doch niemals ausgesprochenen (weil nicht für die „Ohren der Damen geeigneten“) Element dieses Diskurses. Wildes Leben wurde betrachtet als der gescheiterte Versuch, in einem übermenschlichen – eben Nietzscheanischen – Leben die herrschende Moral zu überwinden. Die Diskussionen machten Wilde für die russische Elite schließlich zu dem Homosexuellen, in dem sich die verschiedenen Diskurse des 19. Jahrhunderts wie Medizin und Psychiatrie, Recht und Kultur verbanden. Wenn der Homosexuelle nun ein Typus war, so war dieser in Rußland durch Wilde verkörpert. Wildes Leben, so Bershtein, eignete sich besonders für solche Einschreibungen, weil die in der russischen Kultur so wichtigen Elemente des Leidens und der Katharsis in seiner Geschichte so prominent waren. Die Vorstellung, Wilde habe „sich selbst in die Zwangsarbeit geschickt“, entsprach einer Mixtur der Vorstellungen von Nietzscheanischer Radikalität und fast religiöser Selbstkasteiung und

Reinigung. „Through it“, so endet *Bershtein*, „the all-European modern theme of homosexuality received its Russian interpretation, in which the symbolic meaning of ‘Oscar Wilde’ was preserved, although this symbol was loaded with specifically Russian cultural meanings.“

Ein nicht weit entferntes Thema wird von *Cathy Popkin* in ihrer Beschreibung des russischen Hysterie-Diskurses untersucht: Während der Klassiker Freud die Erzählung in den Mittelpunkt seiner Arbeit gerückt hatte, gingen die russischen Psychiater vorsichtiger und gleichzeitig radikaler mit den Schilderungen ihrer Patienten um: Die Erlebnisse der Patienten waren Mittel zum Zweck im Prozeß der Entwicklung einer russischen psychiatrischen Wissenschaft und Profession. Das Selbst des Patienten spielte dabei eine deutlich geringere Rolle als der Nutzen, den seine Erzählung für die Definition von Syndromen und Krankheiten und damit für die Erfolge und Legitimation der Psychiatrie bedeutete: Foucaultsche Moderne pur im rückständigen Rußland.

Ein ganz anderer Diskurs dagegen wird von *Reginald Zelnik* beschrieben: die Übersetzung, oder besser: Übertragung der Hauptmannschen „Weber“ in ein für die Bedürfnisse der russischen Arbeiterbewegung brauchbares Stück. Abgesehen von einfachen Veränderungen wie Namenstranslation und die Übertragung von Institutionen und Orten auf russische Verhältnisse bildete vor allem die wenig heroische Darstellung der Hauptmannschen Weber ein Problem: passiv, oft feige, abergläubisch und vor allem dem Schnaps zugeneigt – dies war kein geeignetes Bild, das man von marxistischer Seite russischen Arbeitern vorsetzen konnte

und wollte. *Zelnik* fächert hier ein Bild der Konstruktion von Arbeiteridentität im Rußland der Jahrhundertwende auf, in dem man „Weber“ in arbeiterbewegungsgerechte „Tkachi“ umwandeln konnte, in dem aber die Forderungen der ideologiebewußten Marxisten mit der Darstellung eines unorganisierten Aufstandes von 1844 nicht in Einklang zu bringen waren.

Auf diese eher diskursorientierten Texte folgen stärker literaturwissenschaftlich orientierte Aufsätze, so der von *Irina Paperno* über Tolstois Versuche, in Tagebuchaufzeichnungen ein Gestern, Heute und Morgen zu konzipieren und zu beschreiben. Ähnlich wie in *Hellbecks* Tagebuchuntersuchung, wenn auch viel expliziter, wird auch hier der Spagat eines Selbst zwischen Autor und Objekt, Beschreibendem und Beschriebenem deutlich.

William Mills Todd III analysiert Dostojewskis Strategien zur Darstellung verschiedener Persönlichkeitsentwürfe in „Die Brüder Karamasov“. Was bereits vorher, bei *Bershtein* und *Popkin*, konzeptualisiert worden war, die an Foucaultschen Maßstäben orientierte Lesart russischer Diskurse, wird hier auf ein literarisches Werk angewandt. Dostojewskis Buch erscheint dann als ein vielschichtiges Bild, in dem eine Person durch die Erzählungen des Rechts, der Medizin und der Psychiatrie sowie sozialer Beziehungen definiert wird.

Andrew Kahn hat ebenfalls ein vielgelesenes Werk neu betrachtet: Radiščevs „Reise von St. Petersburg nach Moskau“. Im Kern des Buches, so *Kahn*, „lies an attempt to problematize the representation of sensibility and the self“. Als zentrales Problem des Buches definiert er das Fehlen eines Erzählers oder gar Heiden und die anti-

sentimentalistische Schaffung eines Erzählers, dessen Sensibilität isoliert und fehlplaziert ist in einer rauen Welt. Die Spannung zwischen Selbst und Gesellschaft wird hier zum entscheidenden Punkt und zur Quelle für ästhetischen Wert des literarisch so häufig niedrig eingeschätzten Buches.

Und noch ein Tagebuch: *David Ransel* untersucht die Selbstbeschreibung und Selbstästhetisierung eines russischen Händlers im 18. Jh., in denen die Kontakte des sozialen Aufstiegers und die Begeisterung für aufgeklärt-rationale kulturelle Errungenschaften wie Orangerien und Uhren einen immer stärkeren Gegensatz entwickeln zum wirtschaftlichen Abstieg und schließlich Ruin. Aus detaillierten Tagesbeschreibungen und jährlichen Bilanzen des Händlers entwickelt *Ransel* eine überzeugende Beschreibung der Orientierung Ivan Tolchenovs in Zeit und Raum, zwischen Tradition und Aufklärung, zwischen Konsumblüte und wirtschaftlicher Katastrophe.

Der Band endet mit einem Aufsatz von *Laura Engelstein*, in dem sie einige Aspekte ihrer Forschungen zu den Skoptsy zusammenfaßt: Die religiöse Sekte der Skoptsy, die ihre Kultur des Vegetarismus, der sexuellen Enthaltsamkeit und Selbstkastrierung trotz staatlicher und kirchlicher Verfolgung bis in die 1920er Jahre leben konnte, entwickelte Strategien des Erzählens und Verschweigens, die ein Überleben ermöglichten.

Es ist ein allgemeines Problem von Sammelbänden, insbesondere, wenn sie aus Tagungen hervorgehen, daß die Verbindung der einzelnen Texte untereinander nicht deutlich wird: Es sind mehr *Sammelbände* als *Bücher*. In „Self and Story“ haben die Herausgeberinnen nicht nur mit der Auswahl der

Texte, sondern vor allem mit ihrem ausführlichen Vorwort genau dieses Problem sehr eindrucksvoll vermieden. Auch der Satz „Vieles hat man an anderer Stelle schon gesehen“ ist, so zutreffend er hier ist, in diesem Falle keinesfalls als Kritik zu verstehen: Die meisten Autoren haben Kapitel oder Thesen aus ihren Dissertationen und Büchern herausgefiltert, so daß Erkenntnisse aus größeren Forschungszusammenhängen erfolgreich auf das Thema des Bandes hin zugeschnitten und pointiert zusammengeführt wurden. Das Problem des Selbst wird so in den verschiedensten Kontexten untersucht: ein breiter zeitlicher Rahmen ist ebenso gegeben wie die Berücksichtigung verschiedener sozialer Ebenen, die Kategorien des gender, des Sozialen und des Politischen werden beachtet, diverse Quellen und Diskurse wie Tagebücher, Literatur, Populärkultur, Film, Kulturdebatten, Medizin und Recht werden aus den zwei unterschiedlichen Perspektiven der Literaturwissenschaft und der Geschichtswissenschaft betrachtet.

Besonders hervorzuheben ist die prominente Einbeziehung von Populärkultur und bisher weniger erforschter sozialen Gruppen. Das aktive Nachdenken über „Selbst“, das Erzählen von Geschichten, die Konstruktion eines Ortes zwischen Moderne und Tradition sowie individuellem oder kollektivem Selbstverständnis und staatlicher Bevormundung sind keine Angelegenheit der gebildeten Eliten, sondern können auch bei verschiedenen anderen sozialen Gruppen erkannt und beschrieben werden. Die Spannungen, die das Selbst aushalten muß, werden in verschiedenen Konstellationen erörtert, doch werden ähnliche Probleme immer wieder aufgegriffen:

das Verhältnis von Einzelem und Gesellschaft und das Neben- und Gegen-einander von Eigenem und Fremdem. Die alte Frage nach der Position der russischen Gesellschaft in der Moderne und in Europa erhält so neue Anregungen und, ja, Antworten. Das „Plastikwort“ der Identität ist überführt worden in einen konkreteren, wenn auch keinesfalls einfachen Begriff. Die Möglichkeiten, wenn vielleicht nicht Identität, so doch das Leben, das Eigenverständnis, das Wesen, das Selbst von Menschen in der Vergangenheit zu erforschen, sind hier auf fesselnde Weise ausgelotet worden.

Martina Winkler

Gilbert M. Khadiagala/Terence Lyons (eds.), *African Foreign Policies. Power and Process*, Lynne Rienner Publishers, Boulder/CO, London 2001, 184 S.

Die Staaten des subsaharischen Afrika gelten gemeinhin als Verlierer der Globalisierung. Sie verfügen weder über die Möglichkeiten noch die Instrumente, ihre Interessen international artikulieren oder gar umsetzen zu können. Das akademische Interesse an den Außenpolitiken dieser Staaten ist in der Vergangenheit denn auch sehr begrenzt gewesen. Allein deshalb ist das Bemühen der Herausgeber – *Gilbert M. Khadiagala* von der Johns Hopkins School of Advanced International Studies (SAIS) und *Terry Lyons* von der George Madison University – zu loben. Der anzuzeigende Sammelband basiert auf einer SAIS African Studies Conference. Im Zentrum des Interesses stehen regionale Außenpolitikanalysen und Regionalisierung als Subtext der Glo-

balisierung, nicht jedoch ausführliche Würdigungen regionalen Strategien oder deren Reichweite. Eine Mischung aus Landeskennern und Außenpolitikexperten thematisiert vielmehr dominante Trends in den Außenbeziehungen afrikanischer Kernregionen: *Clement Adibe* befaßt sich mit dem anglophonen Westafrika (bzw. dem Kern der westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft ECOWAS), *Peter J. Schraeder* mit dem frankophonen Westafrika, *René Lemarchand* mit dem Gebiet der Großen Seen, *Ruth Iyob* mit dem Horn von Afrika, *Khadiagala* mit dem südlichen Afrika und *Denis Venter* mit Südafrika. Hinzu kommt *William Reno*, dessen Artikel nach der Außenpolitik „schwacher Staaten“ bzw. staatenloser Regionen fragt. Die Herausgeber haben zur Strukturierung einen Kanon vorgegeben, der das koloniale Erbe und die gemeinsame Kultur, Ideologie und Prinzipien, das Ergebnis neuer Orientierungen und neue Akteure sowie Perspektiven umfaßt. Das Ende des Kalten Krieges und die Neuordnung der internationalen Beziehungen wird durchweg als erhebliche Veränderung der Rahmenbedingungen afrikanischer Außenpolitiken verstanden. Lediglich *Clark* argumentiert, dass sich an den außenpolitischen Prioritäten und Mitteln kaum etwas verändert habe (S. 77). Alle Autoren hegen Zweifel ob der vermeintlich „guten Absichten“ der „internationalen Gemeinschaft“ (S. 90). Idiosynkratische Faktoren – die „neuen Führer“ Afrikas – werden allerdings ebenso gering geschätzt. Zentral seien vielmehr die soziale und historische Dimension von Außenpolitik, also gegenseitige Abhängigkeit und Loyalität (z. B. *Lemarchand*, S. 89). Die Autoren betonen die Relevanz neuer Trends, sei es die Erosion der